

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

 Sechster Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. E. M. — Man pränumeriert im Kommissionärsamt zu Wien, in Z. Tomalás Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Y a q u i t a .

(Beschluß.)

Er trat an das Fenster, in seinen Augen malte sich ein heftiger Ausdruck von Unzufriedenheit und er sagte endlich: „Ich habe nie bemerkt, daß dieses Fenster sich so leicht von außen öffnen lasse. Sehen Sie! sollte man nicht glauben, die Diebe seien mit Jemandem im Hause einverstanden?“

Ich sagte ihm sogleich, daß wir in seinen Charakter nicht das mindeste Mißtrauen setzten.

„Junger Mann,“ entgegnete er in einem ernsten Tone, „das wollte ich nicht sagen. Ich fürchte nichts. Mein guter Name steht seit 40 Jahren fest. Die Anklage zweier junger Leute kann ihn nicht erschüttern. Wollten Sie mich anklagen, so würde die ganze Stadt glauben, Sie hätten nur von Dieben geträumt.“

Ich schwieg. Ein unkluges Wort hätte dem unglücklichen Mädchen Schaden können, das zwei Schritte vor mir an allen Gliedern zitterte. Dann schloß Augustin das Fenster sorgfältig zu, stellte sich aufgeräumter als er war und bat uns, wieder zu Bette zu gehen und ruhig weiter zu schlafen. Unterdessen suchten seine Blicke mißtrauisch in der ganzen Kammer umher. Der Wind, der beim Schließen des Fensters entstanden war, hatte die Vorhänge bewegt und die Bewegung dauerte noch fort, obgleich kein Zug mehr statt fand. Er trat einen Schritt vor, mein Blut erstarrte; da die Bewegung aber aufhörte, so ging er fort.

Nun hoben wir die schöne Paquita auf, die mehr todt als lebendig war und uns mit einem beredten Blicke dankte.

Als wir uns überzeugt hatten, daß der Gang draußen sicher sei, ließen wir sie gehen und sie erreichte ihre Kammer ohne einen Unfall. Einen Augenblick später hörten wir Augustin seinem Sohne unten am Fenster Befehle geben, und bald darauf störte nichts mehr die Stille der Nacht, als die Stimme des Jünglings, der, um sich die Langeweile zu vertreiben, ein Liedchen trällerte. Wir legten uns nieder und schliefen bald ein. Als wir am andern Morgen in die Gaststube hinunterkamen, war es schon hoch am Tage. Ein unerwarteter Anblick fiel uns auf. Augustin saß auf einer Bank an einer langen Tafel und stützte den Kopf in die Hände. Auf der andern Bank vor ihm saß der Geistliche mit einem ernsten Gesichte. Vor ihnen, wie im Verböde, stand unbeweglich, roth vor Scham, die schöne Paquita. Ihre Mutter hatte die Hände gefaltet, wie zum Gebete, ihre Augen waren mit Thränen gefüllt und sie blickte bald ihren Mann, bald ihre Tochter an. An der Thüre lehnte der junge Schleichhändler, der unsern Schlaf gekört hatte. Heftige Leidenschaften schienen in seiner Brust zu toben; seine zusammengepreßten Lippen verriethen den inneren Kampf, der ihn quälte und die Arme kreuzte er krampfhaft über der Brust, als wollte er sie zerdrücken.

Aller Blicke wandten sich auf uns, Paquita stehend, ihr Liebhaber mit Wuth; er beschuldigte uns wahrscheinlich, ihn verrathen zu haben. Der Geistliche blieb unbeweglich, Augustin aber erhob den Kopf und fuhr bei unserm Anblicke zusammen. Unsere Gegenwart schien ihm plötzlich einen Entschluß einzugeben; seine Stirn erheiterte sich, er stand auf, sah nur uns an und sagte: „Ich kündige Ihnen die Verlobung meiner Tochter Paquita mit Andre, dem Schleichhändler aus dem Thale Castillon, an. Ein guter Spazier wäre mir als Sidam willkommen gewesen; aber sie mag keinen. Was soll ich thun? Die Väter sind heutzutage gezwungen, den Einsällen ihrer Töchter zu gehorchen.“

Diese ungehoffte Entwikkelung überraschte alle. Der Geistliche brach zuerst das Schweigen, drückte seinem alten Freunde die Hand und sagte in seiner gewöhnlichen guten Laune: „Recht so, Augustin! Der Herr hat einer Sünderin vergeben und ein Vater darf nicht strenger sein als der Herr. Mutter, Wein! damit wir auf die Verlobung trinken können.“ Paquita wollte diesen Augenblick benutzen, um sich ihrem Vater zu Füßen zu werfen; Augustin stieß sie aber so heftig von sich, daß sie mitten in die Stube fiel. Andre, der

auch vorgetreten war, um dem Vater seiner Geliebten zu danken, fing sie in seinen Armen auf, als ihr Kopf eben auf den Boden fallen wollte. Wir halfen ihr wieder auf; sie hatte keinen Schaden genommen.

— „Ihr Herren“ — sagte Augustin mit ruhigem Tone zu uns. — „Sie wollten, wie ich glaube, diesen Morgen abreisen. Frau, gib ihnen ihre Chocolate. Jose erwartet Sie unten mit den Pferden und in einigen Stunden werden Sie in Bagneres de Bachon sein. Wenn Sie wieder in Berggegenden reisen, so schlafen Sie nicht wieder in der Kammer der Wirthstochter, ohne zu sehen, ob die Fenster fest zu sind; schießen Sie ohne Erbarmen auf alle, welche Sie auf diesem Wege besuchen wollen; denn sie können keine guten Absichten haben, und versuchen Sie dann nicht, erfahrene Leute, wie mich, zu täuschen.“

Die spanische Chocolate ist etwas Ausgezeichnetes, dick, gelblich und wohlriechend, wird in kleinen Tassen gegeben, und man taucht kleine Stückchen gerösteten Brotes hinein. Ganz mit diesem angenehmen Tranke beschäftigt, vergaß ich, die Wirkung dieser Auspielungen auf das Liebespaar zu beobachten. Als ich wieder auffah, war Niemand mehr in der Stube, als die Wirthin und wir. Jose, der schöne junge Bursche von gestern, kam, uns zu sagen, daß er schon lange warte. Ich wollte von dem Brautpaare Abschied nehmen, aber man antwortete nicht. Wir hatten also nichts Besseres zu thun, als unsere Zechen zu bezahlen und weiter zu reisen. Das geschah denn auch und unter den herrlichen Naturszenen, die wir auf dem Wege trafen, verschwand bald der letzte Gedanke an Paquita aus unserer Erinnerung.

—n.

Bilder aus der Südssee.

(Beschluß.)

15. Der König und sein Palladium.

Als König regierte vor zehn Jahren auf dieser Insel, S a m a t o o, ein Mann, der viele wunderbare Schicksale erlebt, früher Beherrscher über drei große Inseln gewesen, sie gegen einen glücklichen Empörer verloren, durch die Großmuth des Siegers aber das Leben und Privatvermögen behalten und später nach seinem Tode wieder Regent wenigstens der einen Insel geworden war. Ein Mann aus dem alten Königsgeschlechte, welches in seinen Gliedern über alle diese Inseln herrscht, der früher nach dem obigen selbst zu den

Göttern gezählt wurde, aber später ein gläubiger Bekenner des Christenthums wurde.

Ein legitimer Schicksalsmantel, der sich auf dieser Insel vorfand, hätte billiger Weise die Aufmerksamkeit sowohl unserer Feudalisten als unserer Katalisten (als die Schicksals-Tragödien noch Mode waren) auf sich ziehen können. Er ist aber auch ohne dies ein interessantes Curiosum, das von dem genannten Könige als eine Reliquie des Heidenthums der Londoner Missionsgesellschaft für ihr Museum als Geschenk zugesandt worden ist. Wenn nämlich ein neuer König geweiht wurde, so ward er mit dem Maro, oder dem erblichen Kleide der Königswürde behangen. Der Maro ist eine Strikarbeit mit eingewebten rothen Federn, und bei jedem neuen Könige wurde ein neuer Lappen gestrikt, so daß jemehr Lappen an seinem Mantel hingen, um so legitimer war der König. Dieser prächtige Salar, der gewöhnlich um den Körper gewunden und lang auf dem Boden nachgeschleppt wurde, war zuletzt schon 21 Fuß lang, und 6 Zoll breit. Noch fielen die Striknadeln in demselben, die man, wie die Sage lautete, nicht bewegen durfte, wenn nicht alsobald ein lauter Donner am Himmel gehört werden sollte. Die am Strikwerke und an den Federn sichtbar sind, zeigen deutlich an, daß während seiner allmäligen Ausfertigung bei jedem neuen Zusatz Hunderte von Menschenopfern gefallen sind. Dieser heilige Maro ist nie vollendet worden, und konnte auch nicht vollendet werden, so lange das alte Heidenthum die Herrschaft führte, denn er sollte bis an das Ende der Sage, oder wenigstens bis zum Schlusse der königlichen Dynastie auf den Inseln fort dauern. Daher stellt fast jede Handbreite dieses Mantels eine besondere Regierung vor, und erinnert die Volks-Chronisten an den Namen des Fürsten, seinen Charakter, seinen Thaten und die besondern Ereignisse seiner Zeitgeschichte, wir aber können ihn eben nicht besser nennen als einen gestrikten Schicksalspurpur.

14. Heidnische Nester.

Bemerkenswerth ist, mit welchem nicht ganz gebildeten Eifer die Missionare gegen alle Reliquien des Gözendienstes verfahren, lediglich aus Furcht, der rohe Sinn des Volkes könne an dem geringsten, was ihm von dem Alten vor Augen bleibt, sich wieder ansetzen. Wenn man sich erinnert, was vor zehn Jahren der Engländer *Bullock* von den amerikanischen Indianern erzählt, welche nachdenkend die 300 Jahr vergrabenen Bilder ihrer scheußlichen Gözen, nach

dem sie sie ausgegraben, angeblüht und gemeint hätten, die Christlichen neuen Götter seien schon ganz gut, man hätte ihnen aber immer dabei die guten alten lassen können, so scheint die Furcht vor einem Rückfall, den die Geschichte der Juden nur zu sehr bestätigt, wohlbegründet. Deshalb mußte der Majateanische Königsmantel in das Londoner Museum wandeln, deshalb werden die Götzenbilder zerhauen und verbrannt, und selbst die scheinbar so unschuldige Sitte des Tätowirens ist durch Gesetze untersagt. Wer es doch thut, was nicht füglich geheim bleiben kann, wird kriminalisch bestraft. Allein der Reiz oder die Eitelkeit soll so groß sein, daß viele, trotz schon erlittener Strafen, es nicht unterlassen können. Deshalb hat man vorgeschlagen statt der verhängten Strafarbeit chemische Mittel zu gebrauchen und die Spuren des Tätowirens künstlich zu verlöschen.

Wundervolle Heilung eines Blödsinnigen.

In Berlin erwarb sich ein Mensch vor einigen Jahren seinen Lebensunterhalt dadurch, daß er bei Bauten an der Kamme zur Einsenkung der Grundpfähle zu ziehen pflegte. Der Unvorsichtige gerieth jedoch einmal in die Vertiefung, die Kamme traf ihn und ein Stück seiner Hirnschale ward herunter geschlagen. So bis zur scheinbarsten Leblosgkeit verletzt, wurde er in das Klinikum getragen. Die angestrengtesten Bemühungen und die größte Sorgfalt der Aerzte und Wundärzte riefen ihn wieder völlig ins Leben, erhielten ihn und verschafften ihm nach einer langen und schmerzhaften Kur das Wohlgefühl der Gesundheit. Als ihn in dieser Zeit der berühmte Geheimmedizinalrath von Gräfe besuchte und fragte: „Wie befinden Sie sich denn?“ versunkerte sich, wie vor Unwillen, sein Blut und er blieb stumm. Kaum aber hatte sich der Geheimmedizinalrath, der nicht weiter in den rohen Menschen eindringen mochte, entfernt, als der Genesene seinen Wärter befragte, wer der grobe Mensch gewesen wäre, der ihn mit „Gr“ angeredet habe. Bei der Nachricht, daß es sein Lebensretter gewesen sei, seufzte er: „Ach! wenn ich das gewußt hätte. Ich hätte ihm gar zu gern meinen innigsten Dank abgestattet.“ Der Krankenwärter versuchte nicht, dies dem Geheimmedizinalrath zu hinterbringen. Dieser kehrte zu dem sonderlingartigen Manne zurück, ihn mit dem konventionellen „Sie“ anredend. Und nun folgte nachstehende merkwürdige Mittheilung des Geheilten. „Ich bin keineswegs von so niedriger Herkunft, Herr Geheimrath, wie Sie bis jetzt wohl geglaubt haben mögen. Ich bin

der Sohn des Landraths von . . . und als Freiwilliger mit in den Krieg gegangen. Ein Schuß in den Kopf hatte mich zu Boden gestreckt, aber nicht getödtet, ich bin geheilt worden, doch seit der Zeit war jede Erinnerung aus der Vergangenheit von der Tafel meines Gedächtnisses verwischt. Ohne meinen Namen, meine früheren Verhältnisse nennen zu können, habe ich mich wie ein Halbblödsinniger umhergetrieben und kümmerlich mein Brot als Tagelöhner oder durch ähnliche Handarbeiten verdient. Durch die Verletzung meiner Hirnschaale von der Gewalt der Ramme ist die Kugel, die in meinem Gehirne stecken geblieben war, heraus gefallen. Nach meiner glücklichen Wiederherstellung fühlte ich nicht mehr den peinlichen Druck, der mich jahrelang gequält und mein verlorenes Bewußtsein ist wieder zurückgekehrt.“ Bei näherer gerichtlicher Untersuchung ergaben sich die gemachten Mittheilungen als völlig in der Wahrheit begründet. Der unglückliche Vater hatte auf allen möglichen Wegen Kunde von dem verlorenen Sohne zu erhalten gesucht, keine zu erhalten vermocht, und ihn darum endlich für todt gehalten. Gleiche Absichten hatte die Familie nach dem Ableben des Vaters getheilt. Der auf wunderbare Art Wiedergefundene und sich selbst gleichsam wieder Gegebene ist jedoch in den Besiz des ihm gesetzlich zustehenden Nachlasses gesetzt worden.

Polnischer Luxus.

In welchem Ueberflusse die polnischen Herren noch in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts gelebt haben, beweist folgender Auszug eines Briefes, der 1760 aus Bialystok nach Warschau geschrieben worden ist: „Als Klemens Branicki, Erbherr von Bialystok, später Krongroßfeldherr, am Namenstage seiner Gemahlin (einer geb. Poniatowsky und Schwester des letzten poln. Königs Stanislaus August) ein Gastmahl gab, war in der Gallerie ein Tisch für 200 Personen servirt. In der Mitte dieses Tisches befand sich der Länge nach ein Kanal, der mit dem theuersten Tokajer angefüllt war. Auf diesem Tokajermeere schwammen 24 künstlich gearbeitete Schiffe, mit Zuckerwerk, Konfituren und andern Leckerbissen beladen. Vor jeder an dem Tische sitzenden Dame hielten die Schiffelein still, nach Gefallen entnahm diese von der tekern Waare. Nach dem Dessert wurde ein ungeheurer Pokal gebracht, einst das Eigenthum des berühmten Helden Czarniecki, und nun sungen die Herren in der Gesellschaft aus dem Tokajermeere zu schöpfen an, so daß in

weniger als einer halben Stunde die Schiffe auf dem Grunde feststanden.“ Wywiez nennt daher wohl mit Recht Dialystok das Versailles von Podolien.

M i s z e l l e n .

Paris. Zu Perigueux kam neulich ein ganz eigener Fall von Polyandrie vor Gericht. Ein Müller erschien vor dem Friedensrichter, und klagte, daß ihn seine Frau nicht mehr ins Haus lassen wollte. „Warum will sie euch nicht mehr einlassen?“ fragte der Richter. „Habt ihr sie vielleicht geschlagen?“ — „Ach Gott, ich sie geschlagen!“ erwiderte der Müller wehmüthig. „Ich meine Frau schlagen, die ich wie meinen Augapfel liebe. Sie hat einen andern Mann bei sich, von dem sie nicht mehr lassen will.“ — „Das Recht ist auf eurer Seite,“ beschied der Richter den gebeugten Mann. „Da braucht ihr bloß. . .“ Der Richter war mit seinem guten Rathe noch nicht zu Ende gekommen, als zwei Männer in die Gerichtsstube traten und bei dem Anblicke des Müllers in die heftigste Wuth geriethen. „Ha, Spitzbube, niederträchtiger Kerl!“ schrien sie, indem sie ihm die Faust unter die Nase hielten. „Also doch klagen willst du?“ — „Er will seine Frau wieder haben, nicht wahr, Herr Friedensrichter?“ sagte einer von den beiden; „sie gehört mein, er hat sie mir vor fünf Jahren um 55 Franken und einen Salat verkauft.“ — „Und mir,“ schrie der Andere, „verkaufte er sie vor sechs Monaten um fünf Ellen Tuch! Ich habe sie ehrlich bezahlt und werde sie nicht mehr hergeben.“ Diese Umstände veränderten ein wenig den Grund der Beschwerde des guten Ehemannes. Es schien, daß er an seiner Frau eine ziemlich gangbare Waare hatte, und daß die neue Helena es nicht übel nahm, auf diese Art mehr als einmal an Mann gebracht zu werden. Nur mit Mühe gelang es dem Friedensrichter, den erbosten Käufern begreiflich zu machen, daß in Frankreich ein solcher Handel keine rechtliche Kraft habe und der Mann seine Frau immer wieder zurückfordern könne. Sie entfernten sich endlich sehr ungehalten über die Unzulänglichkeit der Gesetze, während der getröstete Müller die Gerechtigkeit segnete, die jedem Bürger zu dem Seinigen zu verhelfen weiß. A.

London. In dem hiesigen Hospitale starb jüngst eine zwei- und siebenzigjährige Frau, Namens Sarah Byre, die schon eine geraume Zeit kettlätzig war. Vierzehn Tage vor ihrem Tode fiel

ſie in ihrer Stube und brach auf ebenem Boden das rechte Schenkelknochen; ſie wurde nun ins Spital gebracht, wo ſich bei näherer Unterſuchung zeigte, daß ihre Knochen von einer glaſähnlichen Sprödigkeit waren und durch die leiſeſte Berührung zerbrochen werden konnten. Als man ſie einige Tage nachher im Bette auf eine andere Seite legen wollte, wurde ihr, ungeachtet aller angewandten Beſorgſamkeit, der Knochen des rechten Armes gebrochen. Die Knochen hatten alles thieriſche Fett verloren und waren in eine erdige Maſſe übergegangen, wodurch die ſogenannte Fragilitas ossium entſteht.

A.

Wilhelm Friedrich I.,
König von Holland.

(Als Nachtrag zur Silbergallerie Nr. V.)

Wilhelm Friedrich I. iſt 1772 in Haag geboren, ward 1813 ſouverainer Fürſt, 1815 König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg und ſeit der Revolution in Belgien 1830 König von Holland, welchen Namen aber er, da die Differenzen mit Belgien noch nicht ganz geendet ſind, biſher nicht angenommen hat. Er bildete ſich in ſeiner Jugend zum Felddherrn und künftigen Regenten. Er kämpfte in den Jahren 1792 bis 1794 tapfer gegen die Franzoſen, als dieſe in Holland eindrangen, mußte aber am Ende, 1795, doch mit ſeinem Vater, Wilhelm V., Statthalter der freien Niederlande, nach England fliehen. 1802 übernahm er die Regierung der Länder Fulda &c., die ſeinem Vater als Entſchädigung für die Niederlande angewieſen wurden, verlor ſie aber wieder 1806, weil er mit den Preuſſen gegen Napoleon kämpfte. Er privatiſirte dann in Berlin, biſ er am 1. Dez. 1815, nach Napoleons Niederlage bei Leipzig, zum ſouverainen Fürſten der Niederlande ausgerufen wurde. Die neuſten Ereigniſſe von 1830 biſ jetzt ſind zu bekannt, als daß ſie hier wiederholt werden ſollten. Wir bemerken noch, daß auf unſerm Bilde, aus Verſehen Wilhelm Friedrich IV. anſtatt I. angegeben iſt.

Beilage: „Der Schmetterling.“ Nr. 12.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.